

Meinrad Lienert : zu seinem 100. Geburtstag am 21. Mai 1965 [Schluss]

Autor(en): **Kälin, Wernerkarl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **52 (1965)**

Heft 10

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-531779>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schaftlichen und gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen, neue Schulformen zu gestalten und zu begründen, als sich in einen wenig fruchtbaren, vielfach standespolitisch verhärteten Streit mit den Vertretern der herkömmlichen Gymnasien einzulassen. Noch jede Zeit zeugte, zwar meistens verspätet und im Kampf gegen die Tradition, ihr gemäße Einrichtungen des Bildungswesens. (Schluß folgt)

Meinrad Lienert (Schluß)

Zu seinem 100. Geburtstag am 21. Mai 1965

Wernerkarl Kälin, Einsiedeln

Am 6. Juni 1893 wurde Meinrad Lienert das größte Erlebnis: die Liebe seiner jungen Gattin Marie Gyr aus dem benachbarten Gasthaus zum Pfauen. Er brauchte ihr nicht lange nachzulaufen und mit den Nachtbuben um die Fenster zu toben. Ihre Liebe wurde ihm zur großen Offenbarung. Sie überdauerte aber auch goldlauter wie ein edler wohlbehüteter Schatz die vierzig Jahre des gemeinsamen Weges, ja noch länger, sie dauerte hinein in die Ewigkeit.

Von seinen über 700 Versen, die gedruckt vorliegen, sind ein Großteil Liebesgedichte. Man geht auch nicht fehl, wenn man annimmt, sie seien alle seiner lieben Frau gewidmet. Noch kurz vor seinem jähen Heimgang schrieb er ein Lied, das man wohl eher einem heißblütigen jungen Freier zutraute, denn einem Mann, der vierzig Jahre lang gute und schwere Tage durchlebt und durchlitten:

My Heimed ist dys Härz, Marie.
Willkumm dri bin i eistig gsy.
Und bin em no säwyt vertloffte.
Es seit: Gah, Heiweh, häb em noh!
Hät Tag und Nacht d Tür offe gloh.

My Heimed isch dys Härz, Marie!
Und bin i alt, ist s Gjeg verby.
Nu einist luegt my Seel dur d Auge
no dir, wie s Chind durs Pfeister stuunt
i Morged, wo s ganz Land ussunnt.

Seine treue Gattin hat sein Schaffen in all den Jahren mit nie erlahmender Güte, mit Verständnis und Liebe begleitet und immer gegeben, damit ihr Mann für seine Aufgabe, die wohl nur sie in ihrer Größe voll erkannte, frei sei: seiner Kunst, seiner Heimat, dem Lande zu dienen als Mahner und Kündler, als Barde und Erzähler. Übers Grab hinaus hielt sie ihm die Treue und förderte manche Neuauflage seiner Werke und war für jede Anerkennung, die ihrem Meinrad wurde, so unendlich und groß dankbar.

Einen schönern Vers hätte man ihr wohl kaum 1948 auf den Leichenstein setzen können als den letzten aus dem «Plangliedli», der so ganz diese ewigjunge Liebe der beiden Edlen ausdrückt:

Nie goht s Herrgotts Sunne uf,
ist nie abegange,
ohni daß zwei trüi Härz
ärde- oder himmelwärts
ufenand tüend plange.

1895 legten die Klosterfrauen, so glauben wenigstens die Kinder der Waldstatt, bei Notar Lienerts den Stammhalter in die alte Wiege, den Meiredli. Gut zwei Jahre später starb Major Konrad Lienert, der Mitinhaber des «Einsiedler Anzeiger». Meinrad Lienert gab kurz darauf die Redaktion an dem Lokalblatt auf und zog sich bald auch von seinem Amte als Notar des Bezirkes Einsiedeln zurück. Zu Anfang 1899 nahm er von der Waldstatt Einsiedeln Abschied und zog hinunter an den Zürichsee, in die Stadt, um dort die Redaktion der Tageszeitung «Die Limmat» zu übernehmen. «Die Herrlichkeit der ihm doch recht neuen Stellung dauerte jedoch nur ein Jahr, denn da ging das Blatt als Tageszeitung ein.» Meinrad Lienert wurde freier Schriftsteller. Er fühlte sich in Zürich glücklich, hier hatte er viele Freunde, die früh an seinem Schaffen innigen Anteil nahmen und ihn förderten. Noch einmal, 1919/20, leitete er ein Blatt: die «Zürcher Volkszeitung». Seine Wohnung schlug er zuerst in der Enge auf, dann in einem eigenen Haus an der Bergstraße, das er wieder veräußerte. «Eines Tages erwachte ich wieder in einem eigenen Häuschen am Zürichberg oben (Freudenbergstraße), das über Stadt, See und Dorf bis zum weißen Hochgebirg hinsieht. Ein wenig war es mit diesem eigenen Hochsitz wie bei dem Fischer und seiner Frau Ilsebill im Märchen... Ich wollte zwar weder Kaiser noch Papst werden, der

gutgelegene Poetenausguck schien mir Glücks genug. Aber da kam der Engel mit dem Schwert und sagte: «Wandere! Das Paradieslein schwand und seine Rosen.»

Meinrad Lienert zog 1923 wieder hinauf in die Waldstatt. «Da sang ihn nun wieder der vierzehnröhrige Brunnen Unserer Lieben Frau in Schlummer, und er konnte die vertraute Einsamwelt und ihre Rüchenen durchwandern und durchsinnen und von ihren hohen, tannenborstigen Schultern hinabträumen in die tiefen Täler.» Wieder schaute er vom Schönenboden in den Zürichgau hinunter, und der blaue See rief: Komm! So stieg er Ende 1929 wieder hinab und nahm mit seiner Familie in Küsnacht Wohnsitz. Hier ereilte ihn am zweiten Weihnachtstag 1933 der Tod. Sein letztes Wort galt seiner lieben Frau, grad als wollte er ihr den Abschied leichter machen. Drei Tage darauf hat man seinen Leib daheim in der Waldstatt in einem Ehrengrabe beigesetzt. Es war ein kalter, nebliger Wintermorgen. Als man den Sarg in die Heimaterde senkte, riß die Sonne den Nebelschleier auf, und vom Freiherrenberg herunter erklang ein Jauchzer: Der Juzlieni war heimgegangen, dorthin «wo's kei Chummer git nu Not».

Felix Möschlin hielt am offenen Grab die Trauerrede, der nämliche Freund, der kurz drauf schrieb: «Und das ist kein Märchen: Es kam ein Mann aus den Wäldern und war ein Dichter. Und Jahre darauf waren seine Lieder im Munde des Volkes, und das Volk wußte seinen Namen nicht mehr. Das aber war das Größte und Höchste, was ihm geschehen konnte, denn gibt es etwas Größeres und Höheres für einen Dichter, als ganz Volk zu werden?»

Meinrad Lienert blieb während seines ganzen Lebens der Einsiedler Heimat treu. Er ist ihr volkshaftester und echtester Kündler geworden. Er schreibt selber: «Am liebsten nisten und steigen die Lerchen in ihrer Heimat.» Darum trägt auch jede Geschichte und jedes Verslein ein Bergdorfgewand. Hier oben im Bergland liegen die Wurzeln.

Heinrich Federer, mit dem Meinrad Lienert eine edle Freundschaft verband, hat darauf hingewiesen, wie Lienerts Werke aus dem Allerpersönlichsten seines Schöpfers herauswachsen: «Er hat in seiner Dichtung nie einen Schritt auf fremdes Erdreich getan. Dafür wachsen sich die Menschen und Kartoffeln auf seinem schmalen Boden schmackhaft und echt aus, und aus ihrer Eigen-

art blickt das Uralte, Lustigschweremütige, Unverwüstliche des Adams und der Eva aller Zeiten und Meridiane.» Beide Dichter waren sich in vielen Hinsichten wesensverwandt, einmal in der Liebe zur Heimat, zur urchigen Sprache und... auf dem Einsamweg des Lebens. Lienert war ein in sich zurückgezogener Mensch, der sich im Wort nur selten eröffnen konnte, der an Leben und Schicksal manchmal gar schwer trug, wenn er auch dieses Leid unter seiner Frohheit und seinem Schalk wohl zu verbergen wußte. Aus Briefen, die er in die Waldstatt hinaufschrieb, geht mehrmals hervor, wie er unter dieser «Schüchi» zu leiden hatte. «Sie macht mir immer mehr zu schaffen, so daß ich meine eigenen Schriften wenigstens sehr ungern vorlese» (1930). Die Beschaffenheit ließ ihn auch auf viele Anfragen, im Radio eigene Werke zu lesen, mit einem Nein antworten. Nur am Einsiedlertag (19. März 1933) ließ er sich dazu bewegen, vor das Mikrophon zu treten. Er litt auch, wenn er zu Vortragsabenden gerufen wurde und war jedesmal überaus glücklich, wenn «alles gut ging». Und er hätte ja keineswegs so bescheiden sein müssen. Strengste Kritiker rühmten sein Schaffen: Spitteler, Freiner und andere. Ja, 1919 verlieh die Universität Zürich Meinrad Lienert den Ehrendoktor.

Meinrad Lienert hat sich in allen Gattungen der Dichtung in Ehren versucht. Er mühte sich fürs Theater, errang eine seltene Meisterschaft in der Erzählung und Einzigkeit im Lied.

In kräftiger Mundart, aber auch in der Schriftsprache schenkte er uns den mehrmals überarbeiteten «Schellenkönig». Lienert erlebte die eindruckstarke Aufführung an der Landesausstellung 1939 nicht mehr. Aber für die Eidgenossen in jener schweren Zeit war sie neues Geschenk und Aufruf. Früher schon erschien der «Ahne», ein Spiel aus der Zeit der urschweizerischen Freiheitskämpfe. Über sein Krippenspiel «Der Weihnachtsstern» schrieb Federer in einem Brief 1912: «Sodann, und das ist fast noch dringender, danke ich Ihnen für meine Person für Ihr wunderschönes Krippenspiel. Also man kann auch diesen verwerchten Stoff noch neu und poetisch und gegenwartsmächtig wirken. Es braucht nur den Dichter dazu.»

Doch Meinrad Lienert sah hier fürs Theater seine Unzulänglichkeit und sein Unvermögen ein, indem er resigniert schreibt: «Auch ich war

einmal krank in dem Spittel, aber mir fehlten zum Shakespeare die Mittel...»

Meinrad Lienert ist der geborene Erzähler und Fabulierer. Mit Erzählungen ist er zuerst vor die Öffentlichkeit getreten, und zwar gelang es ihm, sein schwyzerdeutsches «Flüehblüemli» 1890 in der «Neuen Zürcher Zeitung» unterzubringen. Carl Spitteler, der Feuilleton-Redaktor des Blattes, führte ihn ein, riet ihm aber zur Schriftsprache und zur Mäßigung in der epischen Breite, warnte vor dem Abgleiten des Urwüchsigen ins Rohe. Doch rühmt er Lienerts Meisterschaft auf dem Gebiet der Mundartdichtung: «Man badet in dieser quellfrischen Sprache wie in einem Gesundbrunnen.»

1894 bekennt der selbe Spitteler von Lienerts «Geschichten aus den Schwyzerbergen»: «Die Poesie der Anschauung, die Wahrheit der Schilderung, die Frische des Stoffes, die überquellende Lustigkeit, die Ursprünglichkeit, der Reichtum und die Meisterschaft der Sprache haben sofort eine herzliche Freundschaft in mir geweckt.» Lienert hatte Spittelers Rat angenommen, sich gemüht, durchgerungen und gelitten, daß der Kritiker 1914 in den «Süddeutschen Monatsheften» feststellen durfte, Lienert zähle zu den beliebtesten und angesehensten Erzählern seines Landes und habe alle Erwartungen übertroffen. So folgten sich Jahr für Jahr neue Werke, Erzählungen und Geschichten. «Erzählungen aus der Urschweiz», «Geschichten aus der Sennhütte», «Die Wildleute», «Der Strahler», «Die Immergrünen», «Die Hagelkanone von Helliikon» und andere. Besonders in dieser letztgenannten Zürchergeschichte schreibt er sich seinen Zorn über die Vernütigung der Mundart herzhafte von der Seele, wenn er den Schulmeister sprechen läßt: «Es ist ja jammerschade genug, daß unsere schöne Schweizersprache so heillos auf die Seite gedrückt und überpinselt wird, wie ein fertiges altes Meisterstück. Jede kleine Kröte von einem Schulbuben meint schon, sie dürfe verachtungsvoll mit den von auswärts bekommenen Wasserfarben darüber fludern. Es wird alles verschulmeisteret. Alles wird versteift und ausgeglättet wie ein Herrenkragen. Nobel muß es aussehen, wenn einem darin schon nicht wohl ist. Ich habe einmal von einem jungen Bäumchen Bergkirschen gegessen, sie waren klein und unscheinbar, aber voll Kraft und Süße wie spanischer Schnaps, und die Heimat duftete aus ihnen. Als ich das nächste Mal wieder zum Bäumchen

kam, da war es geschnitten und gepfropft worden, es hing voll glänzender schwarzer Kirschen, und sie waren wohl auch gut und süß, aber heillos wässrig...»

Zu Lienerts Meisterwerken zählen unstreitbar der «Doppelte Matthias und seine Töchter» und «Der König von Euland». Hier eröffnet sich der ganz große Erzähler. Er, den man als den Immerlustigen, den Juser und den Singvogel im Bergland kennt, stellt mit gleicher Sicherheit und höchstem Feingefühl die Nacht des Wahnes und die leiderfüllte Seele dar. Lienert kennt nicht nur das Rosenrote und Himmelblaue, nicht nur den heitern Tag und die tolle Freude, ihm sind Sünde und Not, Leid und Unrecht ebenso bekannt, und selber trug er am Schweren seinen Teil.

Im Lied endlich ist Meinrad Lienert zum großen Meister geworden. Er spielt seine Lieder in der Einsiedler Mundart ebenso meisterhaft wie im Iberger Dialekt, die er beide äußerst genau zu differenzieren weiß. Gottfried Bohnenblust schreibt 1943 im Vorwort zu «Von Lieb und Leid»: «Lienerts Lyrik lebt aus den Urmotiven des Liedes: dem Jahrwandel vom Lenz zu Weihnachten im tiefverschneiten Heimattal, dem Menschenweg in Lieb und Leid, der Schönheit des rauhen Berglandes und der Sehnsucht in blaue Fernen, aus der Heldengeschichte, den Festen, Bräuchen des Volkes, dem bunten und grauen Alltag, aus der Fülle menschlicher Gestalten, Tiere und Blumen.» Und wieder war es Carl Spitteler, der Lienert als «seinen Lyriker» einführte: «Wie sollte ich den Wert dieser Gedichte in vernünftiger nüchterner Rede abwägen? Mein bißchen Kritik ist mir vor Freude davon gelaufen. Freilich ist dies auch eine Art Kritik, wenn man ob einem Buch in so unbändigen Jubel gerät, daß einem die Kritik davonläuft. Ich kann nur sagen: während andere, um sich lyrisch zu baden, zu «Des Knaben Wunderhorn» greifen, wo ich – Gott verzeihe mir die Todsünde – gar so viele abgestandene Tümpel finde, so greife ich lieber zu Meinrad Lienerts Gedichten, wo mir der lyrische Quell frisch und rein und herzerquickend entgegenspringt... Mir jauchzt es, mir jubelt es, wenn ich an den Lyriker Lienert denke... Das ist nun einmal die wahre Volkspoesie, die Erschließung der stummen, nach Aussprache dürstenden Volksseele durch die Fürsprache einer hochbegabten dichterischen Persönlichkeit, die die Sprechweise, den Gefühls-

odem des Volkes nicht bloß ahnt und kennt, sondern teilt.»

Wie bildhaft ist doch die Sprache Meinrad Lienerts! Besser und schöner könnt's wohl keiner, als wie er. Allenthalben sucht er seine Bilder und Vergleiche. Und sie sind treffend, ja klassisch. Ein Beispiel nur dafür:

Äugli hät mys Schatzeli,
wie ne Bach, wänns dunkled,
wänn drususe d Stärneli
still und heimli funkled.

Wänn ums Wasser d Zitterhalm
stönd wie Augehörli,
wänns eim aluegt i dr Nacht
rüebig, teuff und gföhrli.

Äugli hät mys Schatzeli,
wie dr Bach, wänns taged,
wänn drus alli Näbeli
d Morgelüftli jaged.

Wämme alls im Bach cha gseh,
Himmel, Wält und Sunne,
blöiß die arge Fischli nüd
undrem Bachport unne.

Bei Meinrad Lienert haben die Meitli Augen wie Bläuekugeln, ihre Augenhaare sind wie ausgefranste Umhängelein, ihr Mund ist wie ein Brunnentrog rosenrot. Oder «s' Fyfälterli trait es silbergraus Tschöipli, d Gresli hend grüeni Hösli a. Dr Gugger tüderled im Gspüsli», und der Lenz ist ein Monstranzträger:

Due gitts uf dä Bärge ä Wyrauch und Glanz,
und har trait der Lanzig die guldig Monstranz.

Der Dichter personifiziert Dinge und Naturerscheinungen. Der Winter ist ein Maler und «trait ä Pämsele». Der Einsiedler Bärgwinter «isch wie nes Härz no dr Bycht». «D Herbstnäbel schlyched verby wie schüüch Vagebunde-lüt.»

Aber auch das Schwere und Urgewaltige, das einen Menschen heimsuchen kann, das versteht er in der rauhen Sprache der Bergler zart und fein darzustellen, also daß man fast erstaunt ist, wie Lienert es nur derart fertig bringen kann. Man denke etwa an das «Lärchenästli», «s Seeli», «d Trülle»:

Was gampled det as Nochbers Hus?

Ä Eiker geigled d Trülle us.

Si kyt, und alls ist stille.

Arm Eiker sind mir Mäntschekind;
Und useghänkt i Wält und Wind
ist d Ärde, üsri Trülle.

Meinrad Lienert ist der Minnesänger der Schwyzerberge geworden, der nie müde ward, Frauentugend und Frauentreue, Liebe und Hingabe zu preisen, ja zu vergolden:

I wett, i wär s Chopfchüsseli
i ihrem wyße Bett.
Wie wetti si bim Tschüppli näh!
O, wän is au nu chöt.
Das Tschüppli müeßt mer gsträhled sy,
Wie wänns ä Wildchatz hett.

I wett, i wär s chly Spiegeli,
wo hangt im Guggehur.
Äs luegts jo hundertmol meh a
as s ganz Dorf d Chile-Uhr.
I hett mi müslistill, wänn sy
mir putzti d Glasmontur.

S Wychwassertröigli, wär is au!
Äs tünkled d Finger dri
und netzt sy Stirne, s Müli, s Härz,
so viel s dra goht verby.
Wie wett em sägne jedi Stund,
tags und bim Stärneschy.

I wett, i wärs rot Büseli,
wo uf sym Schlärppli lyt.
He, wän i nur im Stubli wär
d Wanduhr, die halbverhyt.
Und zletzt am Änd nur s Guggerli
im alte Schwarzwaldzyt.

Jugend spricht aus seinen Versen, jung blieb er bis zum Tod. Noch kurz vor seinem jähen Heimgang hat Lienert ein vollgültiges Versbüchlein «Us Härz und Heimd» erscheinen lassen. Er hat sich nur uns verschenkt und uns mit seinen Liedern gar reich gemacht. Seine Lieder sind Volksgut geworden. Ungezählte singen sie und beglücken sich und andere damit. In vielen liegt die Musik schon eingeboren.

Geb' Gott, daß seine Lieder weiterklingen, hinein in die Zeit, hinein ins Glück. So lebt er fort, er, den uns ein gutes Jahr geschenkt, und er, der mit seinen Talenten gewuchert und vielfältige Frucht brachte, der Heimat zur Ehre und uns allen, die sie lieben, zur Freude.